

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1916**

231 (3.10.1916) Unterhaltungs-Beilage

# Unterhaltungs-Beilage.

## Die großen Vermögen.

(Schluß.)

In den Annalen des amerikanischen Kapitalismus gibt es kein bemerkenswerteres Beispiel von einem Multimillionär, der seinen Namen fortpflanzt und den Beifall der ganzen Welt gewinnt, indem er ungeahnte Summen für öffentliche Zwecke stiftet — als Andrew Carnegie. Wie rücksichtslos und brutal die Laufbahn eines solchen Spenders auch gewesen sein möchte, durch was für räuberische Betrügereien oder ausbeuterische Methoden er auch seine Millionen zusammengerafft haben möchte, wenn er nur einen Bruchteil davon für öffentliche Zwecke hergab, wurde er gefeiert. Man fragte nicht, warum er nicht lieber durch Erhöhung der Löhne verhinderte, daß jährlich soundsovielen Lohnarbeiterinnen der Prostitution zugetrieben wurden, als daß er dann eine Summe, die er von der Ausbeutung der weißen Sklaven genommen hatte, einer „Liga zur Rettung gefallener Mädchen“ zuwendete — man fragte nicht, man lobte und feierte. Was tat es, daß in jeder Woche soundsovielen Männer in Carnegies Werken verunglückten, weil keine Schutzvorrichtungen vorhanden waren; stiftete er nur einen Preis für eine wissenschaftliche Arbeit, dann waren die Zeitungen des Landes voll. Und Carnegies Stiftungen bezifferten sich auf mehr als hundertfünfzig Millionen Dollar.

Woher nahm er diese Summe, der im Jahre 1835 als Sohn eines armen Webers geboren, in Pittsburg als Knabe drei Dollar die Woche als Telegraphenbote verdiente? Im Alter von 19 Jahren wurde er Telegraphist und bald darauf Gehilfe eines der gerissensten Männer des werdenden Amerika, des Eisenbahnerintendanten Scott. Ihm gütete er die Methoden ab, mit denen man es zu Reichtum brachte, nützte Informationen, die er von ihm erhielt, zum Geldverdienen und half ihm der inzwischen Vizepräsident der Pennsylvania-Eisenbahn geworden war, bei den korrupten Geschäften, die der Bürgerkrieg 1861 bis 1863 mit sich brachte. Daneben machte er selbständig in Kriegslieferungen und wickelte sich in seinen Methoden nicht von denen der anderen Kriegslieferanten ab, von denen van Buren, der Vorsitzende einer Untersuchungskommission, sagte: „Die Piraten, die den Ozean unsicher machen, verdienen den Abscheu der Menschheit nicht mehr als die Bande, die sich auf dem Lande von dem Schweize der Armen und dem Blute der Tapferen mäht.“

Ein Zufall brachte Carnegie nach dem Kriege mit der Eisenindustrie in Verbindung. 1858 hatten zwei eingewanderte Breußen eine Schmiede in einem kleinen Städtchen Pennsylvania errichtet, die für Eisenbahnen arbeitete. Dank ihrer technischen Geschicklichkeit und der in und nach dem Kriege herrschenden Konjunktur dehnte sich das Geschäft aus. Ein Kompagnon gab Geld her und es wurde eine Walzmühle gegründet. Die Teilhaber hatten Streitigkeiten, man wählte Carnegie zum Schiedsrichter. Dieser lenkte die Sache allmählich so, daß „er einen Teilhaber nach dem anderen in den Hintergrund drängte und sich zum Herrn der Anlagen machte, die sich zu der ungeheuren Stahlfabrik der späteren Tage entwickelten.“ Die Einzelheiten können hier nicht geschildert werden. Erfindungen, die in seinen Werken gemacht wurden, sicherten ihm Millionenprofite, der Erfinder selbst ging bald nach seiner Erfindung bei der Arbeit zu Grunde. Daneben nützte er deutsche Erfindungen aus, die in deutschen Eisenwalzwerken geübt wurden. Ueberdies bestand er es, an sehr unlauteeren Geschäften hohe Provisionen zu verdienen, so für den Verkauf von Obligationen zum Bau einer neuen Eisenbahn. Diese Eisenbahn wurde nie gebaut, die meist europäischen Käufer der Papiere verloren jeden Dollar, aber Carnegie erhielt eine Provision von 150 000 Dollar.

Wenn es den Profit galt, scheute Carnegie auch nicht vor Ausgaben zurück. Unbedenklich opferte er eine Maschine, wenn sich eine bessere fand. Um 1880 begann er sich seine eigenen Kohlengruben und Erzlager zu sichern. Diese Methoden verschafften ihm einen Vorsprung über seine Konkurrenten, sodas er bald im Pittsburger Bezirk Alleinherrscher war. In seinen Werken jedoch herrschte eine entsetzliche Ausbeutung. In zwölfstündiger Arbeitszeit mußten die Einwanderer aus Oesterreich, Irland und Rußland für die Mehrzahl seiner Profite ihre Gesundheit verlieren. Der Lohn war 2 Dollar täglich. Später mußte er wohl in eine Verkürzung der Arbeitszeit einwilligen, feste aber dann die Löhne herab. Als es im Jahre 1897 zu einem Streik kam, ließ er Pinkertons gemietete Mordbuben — Pinkerton war eine Detektivgesellschaft, die benahtete Mietlinge lieferte — auf die Arbeiter los. Am 6. Juli kam es zum Gemetzel von Homestead, bei dem es auf beiden Seiten Tote und Verwundete gab. Während Carnegie Preise für soziale Studien aussetzte, vernichtete er brutal alle Arbeitervereinigungen.

Als 1879 ein Krieg zwischen Rußland und England drohte, lieferte Carnegie für die Kriegsschiffe Rußlands Panzerplatten, bald darauf auch für die der Vereinigten Staaten. Trotz der beispiellosen Preise waren die Panzerungen von der schlechtesten Qualität, welcher Betrug zwar zu einem Skandal führte, aber weder Carnegies Geschäften noch seinem Ruße Abbruch tat. Mit solchen Profiten wurde eine Aera des Aufstiegs verschiedener Unternehmungen eingeleitet. Diese wurden 1900 zur Carnegie-Gesellschaft mit einem Kapital von 320 Millionen Dollar vereinigt. Der Wert der Werke selbst bezifferte sich jedoch auf bloß etwa 100 Millionen Dollar. In einem Konkurrenzkrieg mit Morgan halfte Carnegie diesem nun die Werke um 447 Millionen Dollar auf. Dieser kaufte, nicht etwa um die Werke zu betreiben, sondern um die Konkurrenz loszuwerden, und die Carnegie-Werke haben nur ihre Bedeutung als Rentner im Stahlwerk. Dieser kann die Obligationen, die auf ihnen haften, jederzeit entwerten. Und mit diesen Obligationen begründet Carnegie seine Stiftungen, ist er der gefeierte Philantrop.

Während so nicht Millionen, sondern Milliarden teils raunert, teils aus dem Blute der Arbeiter gepresst werden

waren; während ungeheure Industrien in den Händen weniger Männer vereinigt wurden; während eine kleine Gruppe von Großkapitalisten unter Mißachtung der Gesetze sich zu Beherrschern des öffentlichen Lebens machten; während all das geschah, war auch die Entwicklung am Gegenpol nicht stillgestanden. Die Arbeiter, zusammengedrängt in Armenquartieren, elend ausgebeutet, ohne entsprechende Nahrung, sie schufen sich in ihren Gewerkschaften eine Gegenmacht. Die Trusts besiegten ihre Konkurrenten, beuteten die Schöpfung der Mittellasse aus, lachten über alle Gesetze wider sie — aber sie hielten an die Beschlüsse der Gewerkschaften, fürchten die Kongresse der Sozialisten und fühlen, daß ihnen in der Arbeiterbewegung der Feind erhebt.

Aber sind etwa die Astor und Vanderbilt, die Morgan und Carnegie Ausgeburt der Hölle? Nein, sie sind nur Geschöpfe des kapitalistischen Systems, wie auch die Bewohner der Armenquartiere. Habgier und Armut, Raub und Verbrechen sind nicht persönliche Eigenschaften, sondern nur hervorgerufen durch dieses System. Auch diese Männer der Trusts haben unbewußt große und notwendige Arbeit getan, aber noch größer und notwendiger ist die Aufgabe der sie bekämpfenden Arbeiterbewegung, nicht etwa die Männer, aber dieses System der Ausbeutung, des Verbrechens und des Raubers aufzuheben und zu beseitigen.

J. Piffner.

## Schwyzerdütsch u. Hochdeutsch.

Wenn seit Kriegsausbruch in der Schweiz sich so manches zugefallen hat, was besonnene Männer hüben wie drüben nicht billigen konnten, so ist es doch wieder erfreulich zu beobachten, mit welchem Freimuth, Ernst und Nachdruck mehr als ein Deutschschweizer gerade in dieser Zeit den imigsten Zusammenhang der deutschschweizer Kultur mit der deutschen Gemeinkultur bekann und rühmend hervorgehoben hat. Zu ihnen gehört der Schweizer Dichter Otto von Greyer, dessen schöne Worte über das Verhältnis von Schwyzerdütsch und Hochdeutsch „Die Schweiz im Kriege“, das neueste Kriegsheft der „Süddeutschen Monatshefte“, veröffentlicht und die um so mehr ins Gewicht fallen, als Greyer auf sein heimisches Schwyzerdütsch von Herzen und mit Recht stolz ist. Er hat recht, wenn er die Schwyzerdütsch des Schwyzerdütsch rühmt, das in der Schweiz im alltäglichen Verkehr von Hoch und Niedrig, von Gelehrt und Ungelehrt gesprochen wird; recht hat er, wenn er für das Hochallemantische das Wort Goethes besonders in Anspruch nimmt, das vom Deutschen im allgemeinen gesprochen war: „Wert und Würde der Mythen treten rein und schön aus unserer Sprache hervor“, denn die Schweizer Sprache hat so manches Stück schönes, uralten Sprachgutes aufbewahrt, das dem Gemeindeutschen verloren gegangen ist. Und vollens kann Greyer mit gutem Fug den unendlichen Reichtum des Schwyzerdütsch rühmen, das eine unendliche Annehmlichkeit für die zahllosen Bedürfnisse des täglichen Kleinlebens hat, wie jede Mundart. Er darf sich auf das Wort Grimmus beziehen: „Die schweizerische Volkssprache ist mehr als bloßer Dialekt, wie es schon aus der Freiheit des Worts sich begreifen läßt. Noch nie hat sie sich des Rechts begeben, selbständig aufzutreten und in die Schriftsprache einzufleischen, die freilich aus dem übrigen Deutschland mächtiger zu ihr vordringt.“

Aber Greyer sieht neben den Vorzügen seiner Mundart auch deren Mängel, die sie ungeeignet machen zur Wissenschaft und zur höheren Politik, da ihr das Vermögen der begrifflichen Abstraktion und der streng logischen Gedankenverbindung abgeht. „Ganz untritten steht darum die deutsche Gemeinsprache da, als Organ der Wissenschaft, der Staatsberatung, des Gottesdienstes und der erhabenen Dichtung“, so bekennt er die Unentbehrlichkeit des Hochdeutschen für den Deutschschweizer, der sein Schwyzerdütsch spricht. „Mit dieser letzten Eigenschaft schwebt sie uns allen wohl am liebsten vor, wenn wir Deutschschweizer sie den anderen Sprachen der Welt voranstellen. Sie gibt uns das, was unserer Mundart fehlt und niemals in ihr zum Ausdruck kommen kann: den Adel des Gedankens und den Hochschweben des Gefühls. Darum sind wir in tiefer Dankbarkeit ergebend Schwärmerischer und ergriffener hat diesen Dank niemand ausgesprochen als der Schweizer Dichter Leuthold in seiner Ode „Die deutsche Sprache“. Williger erkennt der Schweizer das Hochdeutsche als die „Sprache der Dichter und Denker“ an; er ist für ihren sprachlichen Wohlstand durchaus nicht unempfänglich: „Da nun die deutsche Gemeinsprache, kunstvoll gebildet, wie zum Beispiel auf der Bühne, sich durch Reinheit der Vokale und Stimmhaftigkeit gewisser nach norddeutscher Art ausgesprochener Konsonanten vor unserer Mundart auszeichnet, so wissen wir ihren Vorzug auch zu schätzen. Wo immer wir ein schönes, reines Hochdeutsch zu hören bekommen, haben wir das Gefühl eines reinen Wortflusses, einer ehleren Anmut.“

Am liebsten verpflichtet endlich sind nach Greyer die Schweizer dem weitherzigen Verhalten der deutschen Schriftsprache gegenüber landschaftlichen Mundarten; die deutsche Literatursprache war und blieb bis heute aufgeschlossen für jede kraftvolle Mundart und jedes wirkliche Talent, das aus ihr schöpfte, und ganz besonders gilt dies für die schweizerischen Schriftsteller, die in Jeremias Gotthelfs und Gottfried Kellers Bahnen fortfahren, aus dem alten Erbe ihrer Mundart die deutsche Schriftsprache zu bereichern.“

## Dermisches.

Die Bedeutung des Wassers im Obstgarten. In trockenen Jahren, so entnehmen wir der Fachzeitschrift „Unser Garten“, Stuttgart, erkennt der Gartenbesitzer am deutlichsten den großen Wert des Wassers für die Fruchtbarkeit. Zwar hängt die Fruchtbarkeit ab von Luft, Licht, Wärme und Feuchtigkeit, doch übt die Feuchtigkeit den größten Ein-

fluß auf die Höhe der Bodenerträge aus. Die alten Kulturvölker konnten sich nur in wasserreichen Gegenden, also am Nil, Euphrat und Tigris, entwickeln. Wo das Wasser fehlt, finden wir Wüsten. Das ist erklärlich, denn das Wasser ist die Leiter, auf der die Nährsalze in die Pflanze steigen. Darum schwankt auch der Wassergehalt der Kulturpflanzen zwischen 50 und 90 Prozent. Eine Pflanze kann dann wachsen, wenn das verdunstete Wasser durch die Saugfähigkeit der Wurzeln wieder ersetzt werden kann. Je größer der Wassergehalt der Pflanze ist, um so größer ist ihr Wasserbedürfnis. Der Kürbis braucht 400 Gramm Wasser, wenn er ein Gramm Mat bilden soll. Nach Prof. Haberlandt beträgt der tägliche Wasserverlust eines Baumes ungefähr 100 Liter. Eine 250 Quadratmeter große Fläche, die mit Kohl bepflanzt ist, verdunstet in vier Monaten 2 000 000 Liter Wasser. In der Tat sind große Wassermengen notwendig, um die Vegetation zu ermöglichen, denn in einem Alter Wasser sind ja nur Spuren von Nährsalzen zu entdecken. Große Mengen Wasser müssen durch den Körper der Pflanzen fließen, wenn sie den Bedarf an Bodennährstoffen decken wollen. Nach langjährigen Beobachtungen genügt eine Niederschlagsmenge von 500 Millimetern. In Amerika wird vor der Anlage von Obst- und Gemüsegärten erst eine Bewässerungsanlage gebaut. In Tirol ist in fast allen Gärten eine plammäßige Bewässerung der Obstanlagen eingerichtet. Künstliche Bewässerungsanlagen sind für den Obstbauer und den Gemüsegärtner von ungeheurem Wert. Leider kann nicht jeder Gartenbesitzer eine Bewässerungsanlage einrichten. Darum heißt es, alle Mittel und Wege anzuwenden, um den natürlichen Wasserbedarf des Bodens vollkommen auszumitteln, denn große Ernten können nur dann erzielt werden, wenn die Kulturen im Sommer kräftig bewässert werden. Darum heißt es im Obstgarten: Wasser tut's freilich!

Gefangenbriefe. In riesigen Säcken laufen die Hunderttausende von Gefangenbriefen aus den kriegführenden Ländern in den zwei großen Zentralen ein, die die Regelung des gesamten Gefangenverkehrs übernommen haben: Bern und Malmo. Bern ist die Hauptstation für Belgien und Frankreich, Malmo für Deutschland und Rußland. Hunderte von Frauen und Männern widmen sich hier dem Werk der Gefangenhilfe, und die Arbeit klappt so gut, daß z. B. Briefe nach Frankreich oder von Paris schon nach 8 Tagen eintreffen, also nur 6 Tage länger gehen als im Frieden. Der Briefverkehr mit den Gefangenlagern ist auf Grund genauerer Vereinbarungen zwischen den Kriegsministern der kriegführenden Ländern genau geregelt und den gleichen Beschränkungen unterworfen. Die eingehende Post unterliegt am Ankunftsport der Zensur. Sämtlich finden sich Ansichtskarten aus starkem Papier, in der Mitte gespalten, die obere Seite auf die beschriebene weitere wieder aufgelegt. Dieselben und noch vielseitigere Kniffe werden bei Paketen versucht, die sich zur Einschmuggelung von Nachrichten besonders eignen. „Zufällig“ sind da Äpfel und Birnen in die ausgepacktesten Zeitungspäckchen einzeln verpackt. Zwischen den Konservenbüchsen und den aufgeklebten Etiketten in festverlödeten Sardinienbüchsen, in Broten eingebunden, in doppelten Böden, in Schokoladenbriefen, in Kleidungsstücke eingekleidet finden sich Nachrichten mannigfaltigster Art.

Dreierlei Pakete erhalten die Kriegsgefangenen in den Lagern, Pakete ihrer Angehörigen, Pakete des Roten Kreuzes und sogenannte Marraines-Pakete. Erstere Sorte von bescheidensten Pappschächtelchen mit etwas Tabak bis zu der sorgfältig zusammengepackten Eßkiste. Die Pakete des Roten Kreuzes werden sowohl von Deutschland wie von Frankreich und Rußland in regelmäßiger Folge und großer Anzahl gesandt. Es gibt in Belgien z. B. eine „Cassette du Soldat belge“, die jedem belgischen Kriegsgefangenen wöchentlich ein Paket sendet. Die Franzosen bekommen in ungeheuren Mengen Brot geschickt. Weiße große Brote. Häufig Eier, die umverkehrt ankommen, sonst Konserven, Kleidung, Bücher, Schokolade, Keks. Die englische Fürsorge ist meist Privat. — Kleine gedruckte Karten verraten den Absender von Jam und Klumpudding, von Nobby Cut-Tabak und Pfeifen. Vielfach tragen die Karten nur eine Krone mit der Aufschrift: Buckingham Palace. Die dritte Sorte von Paketen kommt von den „marraines“. „Marraines“ sind eigentlich Pflegerinnen, Kriegspatinnen, die sich in den Listen der Gefangenen einen beliebigen Soldaten herausuchen, an dem sie für die Dauer des Krieges Patenstelle vertreten. — Zweifellos hat dieses Verfahren, das in der offenen Anonymität, die durch den Briefwechsel bald behoben wird, offensichtlich Anflug gefunden, denn die „marraines“ sind sehr häufig.

## Heiteres.

Mißverstanden. Ein erfindischer Drogist zeigt ein Mittel an: Keine Verkältungen mehr! Kein Husten und kein Schnupfen! Preis nur ein Franken! — Ein Mann, der das Mittel gekauft hatte, kam nach drei Tagen zurück, er hätte alles getrunken, aber geköpft habe es nicht. — „Alles getrunken!“ lächelte der Drogist. „Am Himmel's Willen, Mann, das war ja eine Kautschuklösung, um die Schlußhosen zu befeuchten!“

Der Drückberger. „Ja, aber Herr Stabsarzt, ich sehe schlecht, ich sehe kaum zehn Meter weit.“ — „Nacht nichts, mein Lieber, regen Sie sich nicht weiter darüber auf. Wir finden Sie einfach in den vordersten Schützengraben, dort sehen Sie weit genug.“

Nacht nichts. Kundin: „Aber Herr Bäckermeister, Sie kneten ja den Teig, ohne sich vorher die Hände gewaschen zu haben!“ — Bäcker: „D, das macht nichts! Es wird ja Schwarzbrot daraus gebacken!“

Die Unterhaltung im Sinfonieconcert. Dame: „Wenn ich nicht irre, habe ich neulich in dem Sinfonieconcert mit meiner Freundin hinter Ihnen gesessen?“ — Herr: „Schon möglich; laufen Sie nicht die Butter bei Lehmanns?“ — „Allerdings.“ — „Ihre Dienstmädchen heißt Auguste?“ — „Ja.“ — „Und an das Gammeltagout tun Sie eine Messerspitze Paprika?“ — „Auch das.“ — „Dann stimmt!“

1916 ent- und Frie- ist der Fluß den- ch erobert anhängen, g auf den

te infolge gen Miß- gemeldet gewarnt. mit Feld- ihn nahe ununter- nach der